

sei nur zeitlich und werde nach bestimmter Zeit ein Ende nehmen, und dann komme eine völlige Wiederherstellung der bösen Geister und gottlosen Menschen, der sei ausgeschlossen“ (ebd. Nr. 808).

Entscheidend für unsere Frage ist das Glaubensbekenntnis des Florentiner Unionskonzils 1274. Dort heißt es unter anderem: „Die Seelen derer aber, die in einer Todsünde, oder auch nur in der Erbsünde verschieden, steigen sofort (mox = alsbald, unverzüglich) hinab in die Hölle, empfangen aber ungleiche Strafen“ (Neuner-Roos, Nr. 843). Von einer Wiederverkörperung kann also keine Rede sein: das diesseitige Leben schließt ab mit dem besonderen Gericht, in dem die Entscheidung fällt über ewiges Heil oder ewige Verdammnis. Für die in der Gnade Abgeschiedenen kann zwar noch eine Reinigung folgen, aber nicht in einem zweiten irdischen Leben.

Die Frage der Wiederverkörperung ist demnach für den Katholiken und jeden bibelgläubigen Christen keine Frage. Aber auch von der Vernunft her können, wie wir gesehen haben, keine stichhaltigen Gründe angeführt werden, die zu einer Gewißheit hinreichen und eine tragfähige Grundlage bilden würden für die Lebensgestaltung des Menschen und seine Entscheidung über ewiges Heil oder Unheil.

Der eigentliche, aber kaum je ausgesprochene Grund, warum die Lehre von der Wiederverkörperung heute so viele Anhänger findet, ist wohl der, daß viele Menschen mit ihrem Leben nicht fertig werden, daß es ihnen nicht gelingt, zu einer eindeutigen Entscheidung für Gott und das Gute zu kommen. Darum der Wunsch nach einem weiteren Leben und rückwirkend damit der Gedanke an ein früheres Leben. Die Anhänger der Wiederverkörperung machen nicht Ernst mit diesem Leben und darum auch nicht Ernst mit dem Tode. Das aber ist gerade die Größe des Menschen, daß er, zwischen Geburt und Tod gestellt, über eine Ewigkeit entscheiden soll. Man sage nicht, ein solcher Ernst müsse den Menschen erdrücken, er sei seinen schwachen Kräften nicht angepaßt. Wir sind nicht allein; wir sind nicht unseren schlechten Anlagen, nicht einmal unserem Versagen hilflos ausgeliefert. Wir haben einen Retter in Christus dem Herrn.

Kriegsgefangenschaft

Religiöse Erfahrungen

Von KARL SIEBEN S. J.

In einer ersten Rückschau über das Leben in der Kriegsgefangenschaft (im letzten Heft dieser Zeitschrift) wurde vom allgemein Menschlichen im Lagerleben der Kriegsgefangenen berichtet. Hier sollen nun vor allem Beobachtungen auf dem religiösen Gebiet zur Sprache kommen, wobei die Erfahrungen von fünfundzwanzig deutschen Lagerpfarrern in Frankreich mitverwertet werden (vgl. „Orientierung“, Zürich, Nr. 3 vom 15. 2. 1947).

Wie war es mit den Katholiken in der Gefangenschaft? Auch für die Katholiken war die Gefangenschaft wie ein Prisma. Auch ihr Licht ging durch diesen harten Quarz, wurde gebrochen und aus der Bahn gelenkt. Was war bei ihnen zu sehen? Wie groß war bei ihnen die Ablenkung aus der Richtung und die Streuung des Lichtes? War bei ihnen weniger Ablenkung aus der geraden Bahn, weniger Streuung des zusammengefaßten Strahls als bei jedem beliebigen anderen zu sehen? Zeigte ihr Lichtband helle und hellere Farben, die untrüglich darauf schließen ließen, daß sie Kinder des Lichtes seien, wesentlich verbunden mit dem Vater des Lichtes? Waren sie nach seinem Gebot Lichtträger, die ihr Licht leuchten ließen vor den Menschen? Waren sie Zeugen des Lichtes? Oder waren sie es nicht? Beides zeigte die Gefangenschaft: sehr viel Ablenkung und Streuung und dunkle Farben, aber auch geringe Ablenkung, wenig Streuung, helles Licht.

Hinsichtlich der religiösen Betätigungsmöglichkeiten war zwischen der Zeit beim Militär und der Zeit in der Gefangenschaft ein großer Unterschied. Man kann nicht sagen, daß beim Militär religiöse Freiheit bestanden habe. In der Gefangenschaft war das anders. Es herrschte theoretisch und praktisch religiöse Freiheit, abgesehen von den Lagern, in denen bis zur Kapitulation, besonders in Amerika, nationalsozialistischer Gesinnungsterror ausgeübt wurde. Im allgemeinen galt: wer sich religiös betätigen wollte, konnte es. Was den einzelnen hemmte oder förderte, kam von jedem selbst oder aus seinem Kameradenkreis. Wer im Alltag nach seinem Glauben lebte, hatte bald keine wesentliche Schwierigkeit, in die Kirche zu gehen, vor sich selbst nicht und nicht vor seinen Kameraden, die einen großen und dauernden Zwiespalt zwischen Leben und Glauben sofort aufdeckten und ankreideten. Das Leben in der Gefangenschaft machte schnell klar, daß man nicht zwei Herren zu gleicher Zeit dienen kann.

Im Anfang der Gefangenschaft setzte ein Massenandrang zur Kirche ein. Er war eine vorübergehende Erscheinung. Er hatte verschiedene äußere Gründe. Zum Teil war er eine Rückstoßbewegung gegen die vorausgegangene geistige Einengung. Zum Teil gingen viele Männer in die Kirche, weil „sonst nichts los“ war. Bei einem gewissen Kreise wurde es über Nacht Mode, katholisch zu sein, weil man dadurch Vorteile, besonders für die Entlassung erhoffte. Der Teil der frost- und massenfesten Katholiken und jener, die in der Gefangenschaft zur Kirche fanden, blieb im Grunde klein, ein pusillus grex.

Bei der Beurteilung der Gefangenen in ihrem religiösen Verhalten muß man das Alter und die allgemeinen Voraussetzungen der einzelnen, wie soziale Verhältnisse, Beruf, Ehe, Bildungsgrad usw., berücksichtigen. Sie sind für die religiöse Betätigung des Menschen wichtig und bestimmen verschieden sein religiöses Verhalten.

Die Gefangenen, die ungefähr 35 Jahre und älter waren, hatten fast alle einen Beruf erlernt und ausgeübt. Viele waren Arbeiter, die wegen ihres Könnens zurückerwartet wurden. Sie hatten Wohnung und Geschäft. Sie waren zum größten Teil verheiratet, sorgten sich um Frau und Kind. Manche

hatten Ehesorgen und Unsicherheit über die Frau daheim; da und dort lief eine Ehescheidungsklage, oder sie wurde in der Gefangenschaft eingeleitet. Im Zusammenleben zeichnete sich diese Altersstufe meist nicht durch Disziplin und Kameradschaftlichkeit aus. Sie waren in der Gefahr, unelastisch zu werden und sich abzukapseln; sie waren für sich. Man konnte guten und sehr guten Einfluß der Älteren auf Jüngere beobachten— in einer Art Verhältnis wie Vater und Sohn —, aber oft war ein schlechter und verderblicher Einfluß festzustellen. Die Katholiken dieser Stufe gingen still und einfach ihren Weg. Mit der Selbstverständlichkeit des Alters schauten sie nicht viel nach links und rechts. Sie wußten, was sie an ihrer Religion hatten, ihr Christentum und ihre Religion war ihnen bewußt. Sie gaben durch ihre stille und selbstverständliche Art ein gutes Beispiel. Sie waren keine Werber und Aktivisten, aber sie sagten, wenn es sein mußte, öffentlich ruhig ihre Meinung. Sie waren die zuverlässigen Kirchenbesucher, die bald in der Lagerkirche ihren Stamplatz hatten.

Die mittleren Alter von 23—35 Jahren hatten nicht alle einen Beruf gelernt und ausgeübt, zum Teil hatten sie ihre Berufsausbildung noch nicht beendet. Auch Studenten waren unter ihnen. Zu dieser Altersstufe gehörten die Frontsoldaten, die seit 1939 im Kriege standen. Das Landserleben in vieler Herren Ländern hatte tiefe und wenig gute Spuren hinterlassen. Ein Teil dieser Gefangenen waren Berufssoldaten. Früher hatten sie etwas zu sagen, mußten geachtet werden, hier galten sie soviel wie jeder andere und waren darum verbittert. Sie suchten sich in die Lagerführung, Arbeitseinteilung, Lagerunterhaltung einzuschalten; oft aus Scheu vor Handarbeit, oder weil sie kein Handwerk verstanden, oder weil sie nach den Bestimmungen der „Genfer Konvention“ nicht zu arbeiten brauchten. Wenn sie erst einmal das Heft in der Hand hatten, waren sie in den allermeisten Fällen die alten wie „früher“ und bildeten eine Lagerclique gleichgesinnter Glücksritter, die dann gegen ihre Kameraden nicht streng genug sein konnten, während sie vorher selbst in einer rein negativ kritisierenden Opposition gestanden hatten. In diesem Alter waren viele mit Kriegsheirat ohne Familienleben, ohne Opfergewöhnung für die Familie. Sie hatten in der Ehe seither nur das Geschlechtliche kennengelernt. Unter den Gefangenen dieser Altersstufe herrschte weithin Heidentum. Religion war „außer Interesse“; „kommt nicht in Frage, davon werden wir nicht satt und kommen wir nicht früher heim“, sagten sie. Jahrelang war es so gegangen und nach ihrer Meinung sogar gut und leicht. Wozu jetzt Religion und Kirche? „Das macht die Sache nur kompliziert.“ Diese Männer waren ohne alle Gewissenbeschwerde, ihr Gewissen war tot. Ihr Heidentum war Heidentum aus Gleichgültigkeit; das war das Furchtbare und Unzugängliche ihres Zustands; vor ihnen und um sie war gleichsam eine undurchdringliche Wand aufgerichtet. (Die französischen Arbeiterpriester bezeichnen den gleichen Zustand nach ihren Erfahrungen als „barrière“.) Karfreitag, Ostern, Weihnachten feierte ein Teil von ihnen mit, besonders wenn der äußere Rahmen schön und stimmungsvoll war, aber vor allem als Heimatfeste. Die kirchlichen

Veranstaltungen waren diesen außerordentlichen Kirchgängern ein Ersatz für etwas, was sie in anderer Form sonst nicht hatten. Doch war auch bei ihnen ein letzter Rest von Christentum geblieben. Das zeigte sich, wenn es zum Sterben kam. Die meisten wollten dann den Priester und den Beistand der Kirche. Solange es aber nicht so weit war, hatten die Männer folgendes Hindernis: Sie hätten zu Beginn der Gefangenschaft oder sobald sie dazu Gelegenheit gehabt hätten, mit ihrer Vergangenheit abrechnen und ihr Leben in Ordnung bringen müssen. Dazu fehlte den meisten der männliche Mut und die menschliche Demut. Außerdem hätten sie ihr Leben ändern müssen; das wäre ihnen noch unangenehmer gewesen. Sie hätten ihr Leben neu beginnen müssen. Vier bis fünf Jahre Halbheit und Religionslosigkeit ließen sich nicht von heute auf morgen ungeschehen machen.

In dieser Altersklasse waren die vielen „Traditionskatholiken“ zu finden. Sie gingen nur zur Kirche, wenn sie wiederholt eingeladen worden waren oder wenn sie ein Kamerad mitnahm. Aber schon die Essenausgabe oder ein Fußballspiel waren ihnen Grund genug, sich von der Sonntagsmesse entschuldigt zu halten. Sie waren ängstlich darauf bedacht, von niemandem auf dem Weg von und zu der Kirche gesehen und deswegen verspottet zu werden. Ihrer heimatlichen Stütze beraubt, war ihr Katholizismus der Sonderbelastung der Gefangenschaft nicht gewachsen. Die Tatkatholiken dieser Altersstufe kamen zum größern Teil aus guten katholischen Familien, in denen ein übernatürlicher Geist herrschte und wo das Gebet gepflegt wurde, und sie hatten von da her ihren inneren und äußeren Halt; nur zu einem kleinen Teil kamen sie aus Vereinen und aus den Bünden. Sie waren die Apostel der Lager. Sie waren selbständig, geistig „auf Draht“, ebenso beruflich und sportlich, und vor allen Dingen als Kameraden, was in der Gefangenschaft das Allerwichtigste war. Sie trugen persönliches Christentum, Lebendigkeit, Verantwortungsbewußtsein, Frische und Mut in sich. Sie waren die Zeugen im Alltag. So einer war wie der Schutzengel eines Lagers. Nicht als hätte er das Lager bekehrt, aber er hat die Katholiken zusammengehalten, neue gewonnen, die Interessen bei der Lagerleitung vertreten. Ein einziger solcher Tatkatholik wog hundert schlechte und abständige Katholiken auf. Leider gab es ihrer nicht viele. Doch sie waren da, in jedem Lager, und das genügte.

Die Jungen im Alter von 23 Jahren und jünger waren aus allen Ständen: Lehrlinge, Schüler, Abiturienten. Als sie in ihrer geistigen und körperlichen Entwicklung standen und eine starke Erziehung gebraucht hätten, fehlte vielen der Vater. Vom Staate wurden sie bei aller angeblichen Härte verwöhnt. Sie hatten keinen Begriff von Autorität, weder des Meisters, des Lehrers, des Staates, der Eltern, noch Gottes. Sie hatten vor nichts Ehrfurcht. Sie hatten bisher in ihrem Leben mit zuviel allein fertig werden müssen. Für sie war mit dem Ausgang des Krieges zuviel zusammengebrochen, was sie vorher anbeten und vergöttern mußten. Sie waren das Kritisieren und das Mißtrauen gelehrt worden, nun wandten sie das Gelernte an und kritisierten alles. Sie lebten gewissermaßen von ihrer Kritik. Aber sie litten selbst dar-

unter, denn sie spürten: es fehlt uns der Halt und das Maß für unser Leben und seine Aufgaben. Sie wußten nicht, womit sie ihre Leere füllen könnten, sie suchten. Sie waren gute Kameraden, solange die Not nicht übermenschlich groß war und nicht zu lange dauerte. Sie hielten zusammen, als ein Komplott gegen die Alten oder die Lagerführung. Auf keinem Gebiet zeigte sich das Radikale dieser Jugend so wie auf dem sittlichen. Hier war der Ausschlag des Pendels entweder ganz links oder ganz rechts. Ganz links: vollständige Haltlosigkeit ohne allen Kampf; ganz rechts: bei einem gewissen Prozentsatz Reinheit und Wille zur Reinheit trotz schlechter Einflüsse von HJ., Flakhelfereinsatz und Arbeitsdienst. Diese letzteren waren unversehrt wie ein Sonnenstrahl durch allen Schmutz gegangen. Sie waren nicht nur unter Katholiken und Andersgläubigen zu finden, sondern auch unter jungen SS-Männern. Daß es unter all dem Wust noch reine Menschen gab, war wie ein Selbstschutz der Natur und wie ein besonderes Gnadenwirken Gottes. Es war sehr schwierig, diesen jungen Menschen religiös nahe zu kommen. Infolge der NS-Erziehung waren sie religiös ganz vernachlässigt. Für sie war Vaterland, Führer und Partei alles gewesen. Was Religion ist und heißt, wußte der größere Teil von ihnen überhaupt nicht, außer daß für sie Religion überlebt sei und daß ihre Generation diese Religion nicht mehr brauche. Nicht wenige von ihnen waren jahrelang ohne Religionsunterricht gewesen. Von einem persönlichen Gott und einem Anspruch Gottes auf sie hatten sie kaum gehört.

In dieser Altersstufe herrschte Heidentum aus Unwissenheit. Der Kirchenaustritt dieser Jugendlichen war meist aus Unwissenheit, unter Druck oder aus Widerspruchsgeist geschehen. Dem Priester und „Pfaffen“ gegenüber waren sie zuerst ablehnend und übertrieben selbstsicher; wenn sie ihn etwas kennengelernt hatten, konnten sie sich aufschließen und ihm von Herzen dankbar sein, denn der Priester war der einzige, der sie trotz ihres Verrufes und ihrer Vorbelastung so nehmen konnte, wie sie eigentlich waren, nämlich gut oder mindestens zum Guten fähig. Trotz ihrer Enttäuschung waren sie noch zum Einsatz und zur Treue bereit. Das war das Großartige an diesen jungen Menschen. Diese Jugend war trotz ihrer Fehler sehr ernst zu nehmen, weil sie es verdiente. Sie trug nicht die Schuld an ihrer schlechten religiösen und sittlichen Lage, sondern die Generation vor ihr. Diese Jugend hatte so schwere Jahre und Erlebnisse hinter sich, wie sie die Generation vor ihr in diesem Alter nie erfahren hatte. Die Katholiken dieses Alters waren zum kleineren Teil fest und selbständig. Sie waren vom Strom der Zeit mitgerissen worden und waren in vielem wie die andern. Sie mußten stark geführt werden. Als Führer waren wenige von ihnen in der Gefangenschaft brauchbar.

Es sollen hier nicht alle Erfahrungen der Gefangenschaft dargelegt werden, sondern nur die religiösen Erfahrungen, die vor allem in der Seelsorgsarbeit gemacht wurden. Aus ihnen ergibt sich die Wichtigkeit der Zusammenarbeit von Priester und Laie in der Seelsorge heute. Diese Er-

fahrungen sind von einer solchen Eindringlichkeit, daß sie nicht übersehen werden dürfen, ohne daß man Gefahr läuft, religiöse Aufgaben der Zeit an der Männerwelt zu versäumen; sie lenken den Blick zwingend auf das, was not tut. In der Gefangenschaft wurde auf engstem Raum und kurze Zeit zusammengeballt katholisches Männerbestehen und Männerversagen gelebt. Das religiöse Leben und Denken unserer Männer daheim ist in vielem dem der Gefangenschaft nicht ungleich, nicht zuletzt deswegen, weil viele materielle, geistige und religiöse Bedingungen heute in der Freiheit denen in der Gefangenschaft gleich sind. Das drängt dazu, aus den Erfahrungen der Gefangenschaft für das religiöse Leben in der Heimat zu lernen und Schlüsse zu ziehen.

Eine erste große und unangenehme Erfahrung war die Erkenntnis: sehr viele katholische Männer haben keine innere Verbindung zu ihrem Glauben und haben darum versagt; viele davon total; Akademiker und Werktätige. „Ich gehe erst wieder in die Kirche, wenn ich daheim bin“, konnte jeder Gefangenenpfarrer oft genug hören.

Der erste Grund für dieses Versagen im Glauben und in der religiösen Betätigung ist der allgemeine gründliche Mangel an Denken, Selbständigkeit und männlicher Sicherheit; dazu kam: diese Männer waren vor und während des Militärs durch die NS-Schulung der Propaganda und ihrer verschiedenen Druckmittel gegangen. Jetzt trug die geistige Ausrichtung und die Gleichschaltung besonders im Religiösen ihre Frucht. „Nur nichts Besonderes und ja nicht auffallen“, hieß die allgemeine Einstellung. Der Einfluß dieser Erziehung und die Erinnerung an die Erlebnisse des Krieges waren bis zur Stunde bei allen Männern unabgeschwächt lebendig. Die Katholiken, die total versagt haben, waren fast ausschließlich solche Menschen, die auch sonst „nicht viel“ waren, ausgenommen die Fähigkeit, über alles viel und Nichtsagendes zu reden. Die meisten Katholiken hatten leider keine Ahnung davon, daß sie eine persönliche Freiheit haben, die sie anwenden und gebrauchen konnten und sollten. Wer im allgemeinen ein Herdenmensch war, war es im Religiösen in einer solchen Lage erst recht.

Der zweite Grund des Versagens war die große religiöse Unwissenheit. Der Durchschnitt der Männer, der Gebildeten und selbst derer, die in die Kirche gingen, wußte nicht, was er glaubte. Sie kannten nicht die einfachen Dinge der Glaubenslehre, wie die Gründe für unseren Glauben an Christus im Altarssakrament, Sinn und Zweck der hl. Messe, die Lehre von der Erbsünde und deren Folgen, ob es Wunder gibt, Pflicht des Gebetes, Sonntagsheiligung, warum eine Ehe unauflöslich ist, warum und wozu Heiligenverehrung, letztes Gericht, Verhältnis von Kirche und Staat, gar nicht zu reden von tieferen und schwereren Fragen, wie Gottes Dreifaltigkeit, Gnade, die unbefleckte Empfängnis Mariens, Ehelosigkeit der Priester. Sie kannten sich nicht im großen Katechismus aus, dem Handbuch des erwachsenen Katholiken. Aus dem kleinen Katechismus hatte man einige Gebetlein gerettet und den Beichtspiegel; das war fast alles. Der Inhalt des Glaubens war den meisten fremd; fremd im

eigentlichen Sinne des Wortes: ohne Heimat bei ihnen, unbekannt, vorsichtig aufgenommen, in seiner Sprache nicht verstanden und im Grunde abgelehnt. Der allergrößte Teil der Männer war weder aus Familie, Schule, Pfarrei, Predigt, Verein, noch durch Lesung oder Selbststudium mit genügendem Wissen über die katholische Religion versehen. Bei den abgestandenen Katholiken war diese Unkenntnis eine totale. Mit so geringem Wissen ausgestattet und aus dem Rahmen der heimatlichen und familiären Umwelt herausgenommen, ohne den Rückhalt einer guten Gemeinschaft, waren sie so gut wie ohne jeden Halt.

Der Mangel an männlicher Unabhängigkeit und Sicherheit und die Unwissenheit waren die Gründe der großen Beeinflußbarkeit und der Menschenfurcht der katholischen Männer. So sehr Menschenfurcht die Krankheit aller Männer war, die im Religiösen in den Kinderschuhen steckengeblieben waren, so sehr war Furchtlosigkeit vor den Menschen die Auszeichnung aller derer, die ihren Glauben und seine Geschichte kannten. Die hatten Männermut und Mannesstolz „vor Fürstenthronen“ und Menschenmassen. Das Versagen der älteren Generation wog doppelt schwer. Die Hoffnung auf eine Umkehr der älteren und besonders der mittleren Generation war gering. Die Erfahrungen mit den Heimkehrern scheinen diese Befürchtungen zu bestätigen, wenn sich auch manche Schattenseiten in der Familie und im Pfarrleben etwas aufhellen. Weniger schwer wog das Versagen der jüngeren Generation. Es hatte weder den Charakter eines durch Vergangenheit und Gegenwart erstorbenen Gewissens noch den einer absolut festgelegten und durch nichts zu erschütternden Willenseinstellung, sondern den Charakter des Unfertigen und Unwissenden. Diese Jugend war — und ist — trotz allem unsere Hoffnung. Diese jungen Menschen sind die Männer des morgigen katholischen Deutschlands. Man sah: einen Sturm haben sie hinter sich — wenn auch nicht von allen glänzend bestanden —, aber sie sind wissend geworden, radikal in ihrem Denken und Handeln, sie sind bereit für einen Kampf um die religiöse Zukunft, wenn sie ihre Erfahrungen vertieft und vor allem nach dem Religiösen hin ergänzt haben, und wenn sie von aufgeschlossenen, geduldigen und starken Führern geleitet werden.

Die zweite Erfahrung ergab sich aus der ersten: der Priester allein schaffte die Verbindung der Halb- und Kleinkatholiken nicht, er brauchte die Hilfe der Laien in der Seelsorge; besonders für die Betreuung der Menschen, die der Religion und der Kirche fernstanden. In der Gefangenschaft trat die Notwendigkeit der Laienhilfe und Laienmitarbeit klar und unabweisbar hervor. Zuerst, weil der Priester von sehr vielen Männern von vornherein abgelehnt wurde. Es bestand gegen ihn, wie gegen den Träger jeder Uniform, eine ausgesprochene und allgemeine Abneigung. Nach der Anschauung der ungläubigen und abgestandenen Katholiken kam er mit einer festgelegten Meinung zu ihnen und galt deswegen gar nicht für fähig, sie zu verstehen und auf ihre Gedanken einzugehen. Sie dachten und sagten: „Er muß so reden, weil er es so gelernt hat. Wenn er nicht dafür bezahlt würde, würde er nicht

so reden. Er soll einmal so leben wie wir, dann redet er anders.“ Diese Ansicht bekam jeder Lagerpfarrer bis zum Überdruß zu hören, mußte sie erst in mühseliger und langwieriger Kleinarbeit zu widerlegen suchen, und das ist ihm doch nie ganz gelungen. Ferner waren es zu wenige Lagerpfarrer, sowohl für die riesigen Gefangenenmassen als auch für die letzten und kleinsten Kommandos. Viele Pfarrer mußten mehrere Lager zu gleicher Zeit betreuen und hatten oft Außenkommandos, die nach Hunderten zählten. Dazu kam, daß die Arbeiten und Aufgaben zu mannigfaltig und zahlreich waren, als daß sie der Priester allein hätte bewältigen können.

In diese Lücke sind wenige, aber gute Laien getreten und haben sehr wertvolle Hirten- und Hilfsdienste geleistet. Denn der Laie wurde nicht wie der Priester so allgemein abgelehnt. Die Männer kannten ihn von der Arbeit, von der Zeltgemeinschaft, vom täglichen Zusammenleben. Er konnte an allererster Stelle durch sein katholisches Leben und Handeln, dann durch ein wie nebenbei gesprochenes Wort oder durch eine ruhige Aussprache über eine Glaubensfrage sehr vieles tun, wo ein Priester gar nicht hinreichte. Es gab nicht sehr viele solcher einsatzfähiger Laien, aber sie ließen sich finden und wenn nötig sogar in verhältnismäßig kurzer Zeit in etwa schulen und heranbilden. Der Einsatz der Laien war oft das einzige und wirksamste Seelsorgsmittel des Gefangenenpfarrers; außerdem wurde er auf diese Weise frei für seine rein seelsorglichen Arbeiten. Viele Gefangene hätten nach Kriegsende kein katholisches Wort gehört, wenn nicht Laien gepredigt hätten; in vielen Lagern wäre in der ersten Zeit nie eine Sammlung der Katholiken zustande gekommen, wenn nicht tätige Laien da gewesen wären und als Lagerdiakone gearbeitet hätten.

Da es in Frankreich zum Beispiel nicht für jedes Kommando einen Gefangenenpfarrer gab — und gibt — und die Lagerpfarrer auf ihrer Wanderseelsorge nur in Zeitabständen zu jedem Kommando kamen, gab das französische katholische Militärpfarramt in Paris monatlich einen Rundbrief heraus, der für jeden Sonn- und Feiertag eine Ansprache enthielt. Auf vielen Kommandos wurden diese Sonntagspredigten von Laien gehalten und, wo dafür kein geeigneter Laie da war, von einem aus ihren Reihen vorgelesen. Dadurch konnte bis zum letzten Platz durch die Gefangenen selbst das Wort Gottes verkündet werden. Vor allem haben die Laien die vielen und mannigfaltigen äußeren Aufgaben bewältigt, die der Priester berufsmäßig nicht erfüllen konnte. Was gab es nicht alles zu tun und zu helfen für eine noch so kleine Lagerpfarre und Lagerkirche: angefangen vom Ausheben der Löcher für die Pfosten eines Kirzzeltes und der Aufstellung des Zeltes oder der Erbauung einer Kapelle, über die Inneneinrichtung mit Altar, Bänken, Licht, wo jedes Stück Holz, jeder Draht und jeder Nagel oft unter sehr großen Schwierigkeiten beschafft werden mußte, über die Herstellung des Meßgewandes, der Leuchter, der Monstranz, eines geschmackvollen würdigen Altarbildes — kunstfertige Männer haben dafür ausgezeichnete Leistungen vollbracht —, das Abschreiben der Lieder und die vielen anderen notwendigen Dinge bis

zum schönen sonntäglichen Gottesdienst mit Glockengeläute, Kirchenchor und Harmoniummusik. Sogar eine selbstgebaute Orgel gab es in einem großen Lager Italiens.

In der Gefangenschaft lenkte sich der Blick oft suchend nach den Männern, die zu Hause den katholischen Vereinen angehört hatten. Es war sehr schwer, sie zu erkennen und zu finden. Waren es nur die wenigen, die hier zur Sache standen, und hatten es zu Hause nicht viel mehr geschienen? Wo waren jetzt die Männer aus den Vereinen? Man konnte zwar nach einiger Zeit feststellen, daß noch manche da waren, die in diesem oder jenem katholischen Verein gewesen waren, aber nach der heimatlichen Vereinszeit aufgehört hatten, sich als Katholik zu betätigen, und die sich bestenfalls nach dieser vergangenen Zeit zurücksehnten und auf ihre Rückkehr warteten. Nur ein kleiner Teil der Männer, die aus Vereinen und Bünden kamen, bewährte sich. Wo waren die vielen anderen? Wo waren die Boten und Zeugen aus ihren Reihen, Zeugen der Wahrheit, der tätigen Nächstenliebe, Zeugen für Christus im Alltag? Worauf waren sie vorbereitet gewesen? Es scheint eine weniger gute Folge unseres Vereinslebens gewesen zu sein — zwar nicht angestrebt, aber doch tatsächlich —, daß es bei vielen Mitgliedern zu einem katholischen Ghettobewußtsein und Ghettodasein geführt hat. Die Männer aus diesen Reihen waren in der Mehrzahl nicht krisen- und massenfest. Der Durchschnitts- und Vereinskatholik brauchte offenbar zu seinem katholischen Leben und seiner katholischen „Betätigung“ einen Raum und Bezirk, in dem er „wirken“ konnte, dessen Luft er atmen konnte und die ihm bekam, bei dessen Mitbewohnern er sich wohl und verstanden fühlte. Dieses „Daheim“ war auch ein Zweck des Vereinslebens und kein unwichtiger, aber leider sind viele dabei stehengeblieben. Diese Ghettogesinnung und Ghettotätigkeit ist auf unserer Seite mit ein Grund, daß uns die Massen verloren gingen, deren Wiedergewinnung es jetzt gilt.

Eine dritte Erfahrung der Gefangenschaft läßt sich so zusammenfassen: ein schlicht und konsequent gelebtes katholisches Männerleben hat sich in kürzester Zeit in der miserabelsten Umgebung durchgesetzt und übt einen sehr guten Einfluß aus. Kein Theaterspielen und kein frommes Getue wirken werbend, sondern echtes natürliches und übernatürliches Leben und vor allem die wortlose, uneigennützig helfende Tat im traurigen Alltag. Der Instinkt jedes Mannes merkte sehr bald: der ist innen das, was er nach außen tut, und der tut nach außen nicht mehr, als er innen ist. So einen ließ man gewähren; aber nicht nur das, an seinem Leben und Tun richteten sich soundsoviele Klein- und Kleinstkatholiken auf. Die Zelte, in denen so ein Mann drin war, ein ganzer Kerl und obendrein noch katholisch, um die brauchte einem nicht bange zu sein. Da war eine Atmosphäre, die katholisches Leben aufkommen ließ.

In der Gefangenschaft sah man: nicht nur der Einsatz des Blutes und Wortes ist ein Bekenntnis, sondern vor allem der selbstlose Dienst am Nächsten im täglichen Leben ist ein heiliges Zeugnis. Dieser Dienst ist das Wichtigste

im täglichen Leben unter Männern, denn nicht die Wahrheit an sich überzeugt, sondern die Gestalt, in der sie unter die Menschen tritt. Die gute Wirkung eines einzigen solchen gelebten Beispiels läßt sich gar nicht hoch genug bewerten und hervorheben, weil es selbst die rohesten Menschen zu schweigender Achtung zwingt. Auf diese Tageszeugen kam es an, — und kommt es heute an. Sie waren in der Gefangenschaft leider nicht sehr zahlreich. So wertvoll und aufbauend das gute Beispiel war, so verderbend und niederreißend war das schlechte Beispiel und Leben der sogenannten Taufschein-Katholiken. Ihr schlechtes Beispiel wirkte auf die eigenen Reihen ungleich belastender als das gute Beispiel aufbauend; so z. B. das plötzliche und unverständliche Abhängen und Wegbleiben eines, der bisher im Lager als Katholik gegolten und sich als Katholik betätigt hatte. Für Mitläufer und abgestandene Katholiken bedeutet jedes schlechte Beispiel eine Rechtfertigung ihres Lebens und war darum doppelt verderblich.

Die Männer und Jungmänner, die in der Gefangenschaft dem Reich Gottes halfen und als Lagerdiakone arbeiteten, trugen drei kenntliche Züge an sich. Es waren Menschen von Innerlichkeit, keine Schwätzer. Je mehr die Arbeit eines solchen Katholiken aus einer gesteigerten Innerlichkeit kam, um so zuverlässiger war sie. Ohne das blieb sie eines Tages aus oder wurde Geschaftehuberei. Diese Menschen waren ferner Männer einer gesteigerten Einheit. Wo drei Köpfe sind, muß einer führen. Die Einheit ist die Stärke der Una Sancta. Wo sich einer mit seinem guten Willen und seiner Tat in den Pfarrverband einer Lagergemeinde einordnete und dieser Einheit diente, half er achtzig-, neunzig- und hundertprozentig durch sein Tun mit. Eine aussichtsreiche und sehr gute Sache konnte an der fehlenden Einigkeit zugrunde gehen und ein kleiner Plan durch das Zusammenhelfen aller zu einer großen Sache werden. Ihren Ausdruck fand diese Innerlichkeit und Einheit in der gesteigerten Tat dieser Männer und Helfer. Da war das Gebiet riesengroß. Auch hier stand an erster und letzter Stelle die vorbildliche Selbstlosigkeit und Prunklosigkeit einer anspruchslos gebenden Kameradschaft, wie: den Kranken helfen, mit einem Kameraden das Essen teilen, körperlich Geschwächte und Halbkranke bei der Arbeit vertreten und sehr vieles andere.

Die Richtigkeit der dogmatischen Grundlage alles dessen, was Katholische Aktion ist und heißt, konnte man in einer so konzentrierten Gemeinschaft, wie es eine Lagerpfarre war, erleben, nämlich daß der mystische Leib Christi eine, fast möchte man sagen „greifbare“ Wirklichkeit ist und daß die Glieder dieses Leibes in lebendiger Wechselwirkung stehen. Das Gute des einen kam allen zugute und das Gute der Gemeinschaft dem einzelnen. Das Schlechte, das einer tat, schadete allen und umgekehrt. Und das andere der dogmatischen Grundlage: durch die Firmung hatte jeder Katholik die Kraft zu einem Leben nach dem Glauben und für die Sache Christi. Er mußte diese Gnade nur in die Tat umsetzen. Die Lehre der Kirche mit ihrer seit Jahren stärker werdenden Betonung der hl. Firmung als Sakrament des Laienpriestertums fand in der Gefangenschaft ihre Bestätigung.

Wenn einmal der Teil der Kirchengeschichte geschrieben wird, der das Leben der Kirche in der Gefangenschaft behandelt, so kann er nicht richtig geschrieben werden, ohne an erster Stelle der Arbeit der Laienhelfer, der Lagerdiakone zu gedenken. Sie waren es, die das aus den geistigen und moralischen Trümmern gerettete Glaubensgut der Millionen von Gefangenen auf der lebendigen Brücke ihrer Herzen durch eine sehr dunkle Zeit in die Zukunft tragen halfen. Nach diesen guten Erfahrungen der Gefangenschaft kann ein viel intensiverer Einsatz und eine vom Hirten ernster gemeinte Heranziehung von Laien zu eigentlichen Hirtenaufgaben erfolgen. Wo erwachsene Katholiken eine seelsorgliche Aufgabe übertragen bekommen und nicht nur Nebensächlichkeiten zu besorgen haben, da finden sich Männer dazu. Viele Gute schreckt nicht die Schwierigkeit einer Aufgabe ab, sondern der Mangel an Vertrauen, der in einer übertragenen, aber unbedeutenden Arbeit liegen kann.

Nachdem unser Vaterland Missionsland geworden ist, ist es auch reif geworden für Missionsmethoden. In den Missionen wird seit jeher ein großer Teil der rein religiösen Erziehungsarbeit durch Laienhelfer getan. Je laikaler die Welt ist, in der Priester und Gläubige stehen, um so mehr sind die Laien zur Seelsorge berufen. Ohne Priester gäbe es kein katholisches Abendland, und ohne Laienpriestertum wird das katholische Abendland aufhören zu sein. Das ist eine klare Erkenntnis der Gefangenschaft. Je unnachgiebiger und bedingungsloser das Lehramt der Kirche in dieser Zeit am Glaubensgut festhalten muß, desto anpassungsfähiger kann das Hirtenamt in allen Fragen der äußeren Mittel sein, um das Glaubensgut unter die Menschen zu bringen; desto zeitnaher, ja traditionsfreier kann der einzelne Hirte in seinen Mitteln sein, und muß er es sein, um mit seiner Glaubensverkündigung in einem möglichst großen Kreise von Menschen zu bleiben. Im Einsatz der Laien in der Seelsorge ist die Gefangenschaft ein Beitrag zu dem Suchen und Ringen nach einem Gestaltwandel der Seelsorge, und sie ist eine Bekräftigung der Richtung, in der sich dieser Gestaltwandel vollzieht: in der Sendung der Laien. Diese Beteiligung der Laien an der Seelsorge beweist den Weitblick der letzten Päpste und die Richtigkeit des von ihnen gewiesenen Weges: „Teilnahme der Laien am hierarchischen Apostolat“. Heute heißt es mehr senden, als im althergebrachten Sinne sammeln oder versammeln. Heute ist jeder durch die Forderungen Gottes in der Zeit, durch die hl. Firmung, durch den ausdrücklichen Willen der Stellvertreter Christi gesendet, radikal hinausgeschickt, um durch sein Leben einzustehen für seinen Glauben, Beispiel zu geben, wie Christus zu zeugen und wie die ersten Christen zu überzeugen. Dieser Gedanke gibt aller katholischen Tätigkeit — besonders aller Vereinstätigkeit — eine besondere Richtung und vermag sie zu beleben. Die Sendung der Laien hat für alle sehr ernste Folgen. Auf jeden legt sich die Verantwortung für seine Umgebung: diese ist katholisch auch durch ihn oder sie ist es nicht — dann nicht ohne seine Mitschuld. Der Weg zu den Herzen der Menschen war in der Gefangenschaft die Caritas. Auf diesem Weg haben

Priester und Laien viele Menschen zu Gott hingewendet. Darin ist die Gefangenschaft nicht nur eine Lehre, sondern eine Bestätigung des Weges, auf dem sich die Heimat befindet: Laien am Werk, jeder nach dem Maß seiner Gabe, als Vollkatholiken im täglichen Leben in helfender Nächstenliebe, von der Kirche geschult, gesendet und gestärkt.

Unser Thema kann nicht gültig geschlossen werden, ohne die wichtigste und beste Erkenntnis anzuführen, die alle Katholiken in der Gefangenschaft machen konnten:

Das enge Zusammenleben brachte jeden mit allen vorhandenen religiösen und politischen Richtungen in Berührung. Beobachtung und Aussprache drängten unwillkürlich zum Vergleich. Das Ergebnis war: den anderen Religionsgemeinschaften fehlt die Einheit und Bestimmtheit im Inhalt ihrer Verkündigung und ihres Wollens; die politischen Richtungen bieten dem letzten Suchen und Fragen der Menschen nichts — ganz abgesehen davon, daß sie von den Menschen mit abgrundtiefem Mißtrauen aufgenommen und begleitet werden — und beiden fehlt der geschichtliche Ausweis ihrer Bewährung. Das katholische Christentum hilft den Menschen da, wo sie es brauchen. Bei allen Fehlern in den eigenen Reihen während dieser Bewährungsprobe bestärkte sich in jedem Katholiken, der darüber nachsann, die Erkenntnis, daß nichts in der Gegenwart da ist, was den Vergleich mit seiner Kirche aushalten oder sie ersetzen könnte. Die Augenblickserfolge anderer Richtungen mögen aus naheliegenden Gründen größer sein — wir haben die Einheit der tragenden Idee und die Hilfe für die Menschen in äußerster geistiger Not und das Hinterland der Geschichte. Vorausgesetzt, daß die Laien jeden Alters zusammen mit ihren Priestern daran arbeiten, die Werte ihres Glaubens durch große tätige Nächstenliebe und soziale Opfer unter den Menschen ihrer Umgebung und ihres Alters zu verwirklichen, ist die katholische Kirche wieder einmal und mehr denn je für die Gegenwart berufen und zukunftssträchtig. — Das steht für uns Katholiken hinter allen Erfahrungen der Gefangenschaft als wertvollste geistige, geschichtliche und frohmachende Erkenntnis.

Charles Péguy

Von O. M. VON NOSTITZ

Charles Péguy weilt nun schon fast ein Menschenalter nicht mehr unter den Lebenden. Er ist im September 1914 einundvierzigjährig in der Schlacht vor Paris gefallen. Sein Werk, das zu seinen Lebzeiten nur eine kleine Gemeinde in seinen Bann zog, hat jedoch eine kaum von anderen Zeitgenossen erreichte Frische und Lebendigkeit bewahrt; zugleich hat der Mensch Péguy immer mehr an Ausstrahlung gewonnen. Dieser ungewöhnliche Mann der Feder, der sich wie kein anderer als Sohn seines Volkes fühlte, der sich der „piétaille“, dem Fußvolk, zurechnete und glücklich war, wenn er mit den Männern seiner Heimat, den Winzern der Loire und den Bauern der Beauce